

## Von Kaisern, Kanzlern und Kostbarkeiten

Im Schloßmuseum von Schillingsfürst hängt ein gutes Porträt des Reichskanzlers Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Auf die vornehmen, vergeistigten Züge dieses Antlitzes scheint sich ein Schatten von Müdigkeit zu senken, der sich nicht allein aus den Lebensjahren des Porträtierten deuten läßt. — In der Nähe steht die Porträtabüste seines Souveräns, Kaiser Wilhelm II. In der Hand den Feldherrnstab, auf dem Helm der sich aufschwingende preußische Aar, scheint ihm die Vision einer verheißungsvollen Zukunft ins Gesicht geschrieben. Aber die „herrlichen Zeiten“, denen der junge Kaiser sein Volk entgegenführen wollte, blieben aus, und was dem Antlitz des alten Herrn abzulesen ist, wurde wahr: eine Epoche ging zu Ende.

Unter den Hohelohe-Schlössern ist es Schillingsfürst, das die Erinnerung an das Deutsche Kaiserreich zwischen Gründerzeit und Erstem Weltkrieg am sinnfälligsten bewahrt. Für dieses Reich unter Führung Preußens ist Fürst Chlodwig schon früh eingetreten; ihm hat er, als es entstanden war, in höchsten Ämtern gedient, als Stadthalter von Elsaß-Lothringen und seit 1894 als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. Der Schloßherr von Schillingsfürst hat drei Kaiser erlebt. Ihre lebensgroßen Porträts hängen nebeneinander und verführen zu dem Versuch einer Hermeneutik der Barttypen. Da ist der würdevolle, patriarchalische Biederkeit verbreitende Backenbart Wilhelms I., der solide, kraftvolle, vertrauenerweckende Friedrich III., von dem das Wort stammt: lerne leiden ohne zu klagen und dem leider nur eine Regierungszeit von 99 Tagen vergönnt war, und schließlich der forsch, siegesbewußte Schnurrbart Wilhelms II., für den der Volkswitz das Epitheton fand: es ist erreicht.

Aber wir stehen erst im Vestibül und einem riesigen Bären in Tanzpose gegenüber. Keine Werbung für Berlin, eher für Fürst Chlodwig als mutigen Nimrod vor dem Herrn. Er hat ihn in Rußland erlegt. — Ein kunstvoll geschmiedetes Geländer geleitet in den ersten Stock. An den Wänden des Treppenhauses eine Bildgalerie in Stuck mit Profilen römischer Kaiser. Gabriel Gabrieli hat sie geschaffen und auch die reich stuckierten Decken in den Salons. Oben angelangt, bekommen wir abwechselnd die Ahnenbilder erklärt und die mächtigen Köpfe erlegten Großwilds, die die Wände des Korridors schmücken. Unter den Ahnen befindet sich auch der Erbauer dieses Barockschlusses, Philipp-Ernst. Vorher war es eine wehrhafte Burg mit einem Dutzend Türmen, die im 30jährigen Krieg zerstört wurde. Ihre Vorgängerin erlitt im Bauernkrieg 1525 das gleiche Schicksal. Dreht man weiter am historischen Kaleidoskop, fällt die nächste Zerstörung der als uneinnehmbar geltenden Burg in das Jahr 1316 durch Kaiser Ludwig den Bayern. Der Burgherr Kraft II. von Hohenlohe hatte auf dessen Widersacher im Streit um die Kaiserkrone, Friedrich den Schönen, gesetzt. Damals war die Burg bereits hohenlohischer Besitz, schon im Jahre 1000 war sie bekannt.

Kehren wir zurück in die Gegenwart, genauer ins 18./19. Jahrhundert, wie es uns im Schloßmuseum vorwiegend begegnet. Doch zunächst begegnet uns der Ferne Osten mit einem Tisch aus Indien mit üppig wuchernden Schnitzereien, einer reich dekorierten japanischen Sänfte, Vasen aus China — edle Form, feinsinniges Dekor. Die beiden Vasen, die der Kaiser seinem Kanzler zum Geschenk gemacht hat, heißen dagegen nicht umsonst „Prunkvasen“. Prunkend auch die Diplomatenuniformen, die Zierdegen, die Ordenssterne, die in einer Vitrine ausgestellt sind. Unter den Porträts, die im Gedächtnis bleiben, ist das der Gattin des Kanzlers, Marie Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein — ein Werk Wilhelm von Kaulbachs — und das des Kurienkardinals Gustav Adolf, eines Bruders des Fürsten Chlodwig. An ihn erinnert auch der Kardinalsgarten, den er anlegen ließ, und die Büste Franz Liszts darin erinnert an dessen Besuch in Schillingsfürst. Mit jedem der vielen Bildnisse ist ein Stück — oft europäischer — Geschichte verbunden. Wer sich aber zwischendurch an einem Landschaftsbild

erlauben möchte (das es in der Gemäldegalerie nicht gibt), der braucht nur einen Blick durchs Fenster zu werfen — das Wörnitztal, die Hohenloher Ebene sind wahre Augenweiden, und es ist unserer Führerin zu danken, daß sie uns auch darauf aufmerksam macht.

Die dezente Schönheit eines Schmuckschreines, diesmal aus Indochina, ornamental bemalt und mit kostbaren Beschlägen an den zahlreichen Schubkästchen, sei noch gewürdigt, ehe wir in die bekannten Filzpantoffeln schlüpfen, um, wie tapsige Eisläufer, in die Salons zu gleiten. Selten schöne Intarsienböden und phantasievoll stuckierte Decken. Die Deckenfresken stellen den Einzug Josephs in Ägypten und, farblich besonders reizvoll, wie von Abendröte überhaucht, den „Kampf des Guten mit dem Bösen“ dar. Die Wände schmücken, neben Familienbildern, französische Gobelins des 18. Jahrhunderts; den prächtigsten ist ein eigener Salon gewidmet. Viel erlesenes Porzellan ist zu sehen, Vasen und Schalen, Service und Tafelaufsätze. Wir hören die Namen berühmter Manufakturen, und „das mit dem blauen Dekor stammt aus Russland“. Graziöse Möbel im Damensalon, aber die riesigen Spiegel in breiten mit Schnitzereien überladenen Goldrahmen und seltsamerweise den Herren vorbehalten; ein Prunkraum in Rot und Gold, den der weiß-goldene Porzellanofen mit seiner sparsamen Ornamentik und die anmutigen Sitzmöbel wieder in ein ästhetisches Gleichgewicht rücken. Unter den kostbaren Möbeln des 18. Jahrhunderts ist der Boule-Schrank von besonderem Rang, der über und über mit raffiniert verschlungenen Intarsien aus mattglänzendem Zinn bedeckt ist.

Die spiegelnden Kommoden, die strahlenden Uniformen, das schimmernde Porzellan, die glitzernden Kronleuchter — konservierter Glanz. Nicht ohne Rührung gleitet man auf den lautlosen Pantinen durch die Räume und durch die Zeit, die sich selbst als glänzend empfand, wenn es auch einigen empfindsameren Zeitgenossen dabei nicht ganz geheuer war. Und doch, sie war nicht ohne Größe und hätte des unechten Flitters, mit dem sie sich zuweilen darzustellen beliebte, nicht bedurft. Am Ende steht man vor dem Arbeitszimmer des Reichskanzlers. Wir dürfen es nur durch die Tür betrachten, denn wenn die ganze Besuchergruppe darin stünde, wäre vom Fußboden, den es hier zu bewundern gilt, nichts mehr zu sehen. Was man eher nebenher wahrnimmt, ist etwas Wesentliches; es ist der Stil, nicht gerade spartanischer, vielleicht kann man sagen, gediegener Einfachheit, der dem kleinen Raum das Gepräge gibt; und er lässt den Geist spüren, dem sich die Besten der preußisch-deutschen Geschichte verpflichtet fühlten und den der langjährige preußische Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen in die Worte faßte: Mehr sein als scheinen.

Gerhard Knieschon, Heide Str. 13, 8802 Sachsen b. Ansbach

Michael Stenger

Carl Dengler

Ein unbekannter fränkischer Dichter

Vor einiger Zeit bekam ich ein schwarzes Ledertaschchen überreicht. Als ich es öffnete, kam der literarische Nachlaß eines Mannes zum Vorschein, der etliche Jahre älter war als ich und den ich vom Aschaffenburger Gymnasium her flüchtig kannte. Er war der einzige Sohn seiner Eltern und hatte ein schweres Schicksal. Er studierte zuerst Theologie, brach das Studium dann ab und wurde Apotheker bei den Barmherzigen Brüdern in Regensburg-Prüfening (1931-1934). Ein Nervenleiden nötigte ihn, vorzeitig seinen Beruf aufzugeben. Er lebte, bis zu seinem Tod, in Neuburg an der Donau als Frührentner, von einer aufopferungsvollen Seele gepflegt. Sein Name: Carl Dengler, geboren 19. 6. 1899 in Miltenberg, gestorben 3. 5. 1966 in Neuburg/Donau.

Es sind insgesamt 14 Notizblöcke und einfache Schreibhefte, angefüllt mit handgeschriebenen Gedichten meist religiös-philosophischen Charakters, aber auch Naturlyrik und sogar Dialektdichtung.

Als Probe sei daraus mitgeteilt: